Der Stern.

Eine Monatsschrift zur Verbreitung der Wahrheit.

Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. Und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr suchet und der Engel des Bundes, deß ihr begehret. Maleachi 3, 1.

VIII. Band. Juli 1876. Nr. 7.

Die Mormonen.

Ein Vortrag, gehalten vor der historischen Gesellschaft des Staates Pennsylvania, am 26. März 1850.

Von Thomas L. Kane.

(Fortsetzung.)

Doch hatte die Vorhut nur Grand Island und die Pawnee-Dörfer erreicht, als noch weitere traurige Nachrichten aus Nauvoo sie erreichten. Ehe der Sommer vorüber war fielen ihre Feinde den letzten Ueberrest ihrer Leute, die in Illinois zurückgeblieben waren, an. Derselbe bestand aus solchen, die in der Hoffnung, ihr Eigenthum zu Geld machen zu können, zurückgeblieben waren, ferner aus schwächlichen Müttern und ihren kleinen Kindern, einigen kränklichen jungen Mädchen, Krüppeln und anderen kranken Leuten. Diese blieben zurück und bauten auf das Versprechen, das man ihnen bezüglich ihrer Sicherheit gemacht hatte. War ein solches Versprechen gegeben worden, so wurde es gebrochen. Ein boshafter Krieg wurde gegen sie geführt, welcher zur Folge hatte, daß die Schwächsten in vereinzelten Abtheilungen flohen, während die Uebrigen sich nach besten Kräften, obwol hoffnungslos, vertheidigten, bis endlich am 17. September ein Haufe von 1625 Mann in Nauvoo einmarschirte und sie gänzlich vertrieb.

Wie die verwundeten Vögel eines Flugs, auf die man gegen Einbruch der Nacht gefeuert hat, kamen sie mit strauchelnden Schritten vereinzelt an; viele von ihnen ohne Hab und Gut; alle um Obdach nachsuchend. Dieser neue Zuwachs von Wanderern verursachte natürlich eine neue Theilung der schon vorher getheilten Lebensmittel. Es wurde jetzt klar, daß die größte Energie aufgeboten werden mußte, um das Umkommen der ganzen Expedition zu verhindern. Vom weiter westlich Ziehen konnte keine Rede mehr sein, deshalb bereitete sich das ganze Volk, einen andern Winter auf der Prairie zuzubringen.

Es war ein Glück für ihre Hauptabtheilung, daß sie sich damals unter Indianern befand, die freundlich gesinnt waren. Die Ländereien an beiden Ufern des Missouriflusses gehörten den Pottawatami- und Omaha-Indianern. Diese beiden Stämme waren von den Vereinigten Staaten mit Ungerechtigkeit behandelt worden, weshalb sie Solchen besonders günstig waren, die, wie sie selbst, Verfolgung und Unterdrückung hatten erdulden müssen.

Die Pottawatamis an der östlichen Seite sind ein Stamm, von dem die Regierung der Vereinigten Staaten vor einigen Jahren einige hunderttausend Jucharte ausgezeichneten Landes kaufte. Was auch immer der Kaufvertrag war, die Verkäufer waren damit unzufrieden; die Indianer behaupteten, man habe ihre Häupt-

linge betrogen, trunken gemacht, bestochen und noch andere schändliche Dinge ausgeübt. Ohne Zweifel war dies eine Uebertreibung oder Verläumdung, wie solche Geschichten gewöhnlich sind; denn das Land, welches die Indianer beziehen mußten in Folge dieses Vertrages, war sehr wohl geeignet, sie zu größerer Thätigkeit und höherer Civilisation zu nöthigen. Dasselbe bestand meistens aus Prairien und mangelte sowohl an Holz wie an Wild; deshalb war es dem Ackerbaue günstig und jenen Indianern aus menschenfreundlichen Rücksichten zu gönnen, da es geeignet war, sie zur Ausübung jenes Berufs anzuspornen. Einige von ihnen, die weniger praktisch dachten und die Vortheile, die ihnen ihre neue Heimat brachte, durch das ungesunde Klima aufgehoben betrachteten, flohen nach der entfernten Wildniß im Westen, wo sie Wild, Holz, Felsen und fließendes Wasser zu finden hofften und bis auf den heutigen Tag noch dort umherstreifen. Die Uebrigen, welche ich, um einen nationalökonomischen Ausdruck zu gebrauchen, „freundliche Indianer" nennen will, wurden ungefähr auf die Art wie man Galeerensträflinge nach Barcelona oder Toulon abführt, vom Mississippi nach dem Missouri geschafft und dort in ihrer neuen Heimat abgesetzt. Doch waren sie unzufrieden und fühlten sich unglücklich und hatten kaum eine Anhänglichkeit für ihren Boden erworben, als man sie beredete, denselben gegen ihre gegenwärtige Fiebergegend am Kansasflusse zu vertauschen. Als die Mormonen bei ihnen ankamen litten sie gerade an den Folgen dieser zweiten Deportation.

Die Mormonen gefielen ihnen. Sie hatten nichts gegen Weiße, die nicht im Sinne hatten sie zu betrügen, ihnen Branntwein zu verkaufen, sie wegen ihrer zigeunerartigen Gewohnheiten zu mißhandeln und ihre Weiber und Töchter unanständig zu behandeln. Viele der letzteren, besonders unter den Pottawatami-Indianern waren französischer Abstammung von väterlicher Seite und recht anmuthig und öfters auch gebildet. Alle Indianer haben ein gewisses Gefühl der Ehrfurcht für solche, die für den Triumph einer Idee ihr Alles aufopfern. Sie verstanden daher mit den Mormonen zu sympathisiren, besonders da sie ihnen viel von ihrem Illinois, das einstmals ihre Heimat gewesen war, erzählen konnten, und, gerade wie sie, von demselben Boden verjagt worden waren.

Ihre Gastfreundschaft war aufrichtig und fast zärtlich. Fanny Le Clerc, die verzogene Tochter des tapferen Pied Riche, Dollmetschers des Stammes, nöthigte das weiße Fräulein Devine mit ihr Duette auf der Guitarre zu lernen; und die Tochter des wolhabenden Joseph La Framboise, Dollmetschers der Vereinigten Staaten — sie starb am Fieber jenen Sommer — lud alle die hübschesten und interessantesten Mormonenmädchen zu einer Kaffeegesellschaft im Hause ihres Vaters ein. Dort und in anderen Oertlichkeiten hießen sie die Mormonen willkommen, und gaben ihnen die Erlaubniß auf ihren Ländereien, gerade so lange als sie wünschten, zu verweilen.

Die Affaire lieferte natürlich Stoff zu einer feierlichen Berathschlagung. Auf Veranlassung eines Beamten der Vereinigten Staaten wurden ihre Häuptlinge zusammenberufen, sich in dem Hofe des, einem Herrn Sarpy gehörenden, Handelshauses zu versammeln. Sie kamen in ihrer besten Toilette und bewegten sich in ihren fantastischen Anzügen mit solcher Anmuth und Würde, daß ein Fremder nur schwer geglaubt haben würde, sie seien nicht hochgeborne Herren, die zu einer Maskerade gekommen waren. Ihre aristokratischen dünnen Beine, die sie nach indianischer Mode nur theilweise bedeckt hatten, trugen zu dieser Täuschung bei. Von der Zeit an, als sie sich zuerst auf dem Boden niederließen, bis die Berathschlagung vorüber war, behielten sie ihren gravitätischen Charakter bei. Ich will bemerken, daß der ganze Vorgang beider Parteien würdig war. Als die Indianer zur Ge-

nüge ihre Friedenspfeifen geraucht und sich ihrer Beredsamkeit entledigt hatten, kam es zur Unterzeichnung gewisser Artikel, welches von den anwesenden Häuptlingen mit ihren nicht auszusprechenden Namen gethan wurde.

Der berühmte Häuptling Pied Riche, der den Zunamen „Le Clerc" wegen seiner bemerkenswerthen Gelehrsamkeit erhielt, stand dann auf und sagte:

„Meine Mormonen-Brüder,

„Der Pottawatami kam vor einigen Jahren traurig und müde in dieses ungesunde Missourithal, als man ihn von seinem schönen Lande, jenseits des Mississippi hinwegnahm, welches einen Ueberfluß an Wild, Holz und klarem Wasser überall hatte. Jetzt seid auch ihr von demselben Lande, von euren Häusern und den Gräbern eurer Lieben fortgetrieben worden. So haben wir Beide dulden müssen. Wir müssen uns einander helfen, so wird uns auch der Große Geist helfen. Ich gebe euch Erlaubniß so viel Holz zu fällen und zu gebrauchen, als ihr wünscht. Ihr könnt eure Ansiedlungen machen, wie es euch gefällt und euch auf unserem Boden niederlassen, wo wir denselben nicht inne haben. Ich sage, weil man duldet und es nicht verdient hat, so folgt nicht daraus, daß man immer dulden sollte. Es mag sein, daß wir leben werden, wenn diese Dinge recht gemacht worden sind; wenn nicht, so werden es unsere Kinder erfahren. Bon jour."

Und so endigten die Ceremonien. Ich gebe diese Rede als eine Illustration des Indianischen Charakters. Sie wurde mir nachher von dem Redner in der französischen Sprache, die er mit Eleganz sprach, erzählt.

Die anderen Freunde der Mormonen waren zu jener Zeit die Omaha- oder Mahaw-Indianer, einer der kleineren Stämme der Grand Prairie. Ihr großer Vater (die Vereinigten Staaten) hatte es für nothwendig erachtet, ein so schwaches Volk gegen die Uebermacht der Dacotah- oder Sioux-Indianer zu beschützen, während er es ebenso gefährlich erachtete, ihnen zu erlauben, sich selbst zu vertheidigen, dadurch daß sie sich mit anderen Stämmen verbündeten. Unter dem Drucke dieses väterlichen Zwangs und der Einschränkung ihrer persönlichen Freiheit wurde dieser einstmals mächtige Stamm bis auf eine kleine Bande von nicht über hundert Familien reducirt und es steht zu erwarten, daß sie in einigen wenigen Jahren gänzlich ausgestorben sein werden. Als ich unter ihnen war, waren sie so schlecht mit Lebensmitteln versehen, daß sie mit ihren scharf hervorragenden Kinnbacken wie eine Nation von Schwindsüchtigen aussahen. Die Büffel hatten sie verlassen und keine gute Weide war innerhalb von einigen hundert englischen Meilen zu finden. Fast kein Wild hielt sich auf ihrem Lande auf und das wenige, das sich etwa vorfand konnten sie wegen Mangel an Munition nicht erlegen. Die jährlichen Hilfsgelder, welche ihnen die Vereinigten Staaten gaben, waren unbedeutend. Auch mit Stehlen verdienten sie nicht viel. Sie hatten in ihrer ungeschickten Weise etwas Mais gepflanzt, doch wagten sie aus Furcht vor Hinterhalt sich nicht hinaus ihn einzusammeln. Im vorhergegangenen Winter war eine ihrer Hauptnahrungsquellen ihnen durch die Beraubung ihrer Nachbarn, der Prairie-Feldmäuse, zugeflossen.

Diese kleinen interessanten Thierchen, die mehr arbeitsam und haushälterisch als die Mahaw-Indianer sind, sammeln die kleinen Samen oder Bohnen einer wilden Bohne, die schwarz und hart, doch ganz nahrhaft sind, in die kleinen netten Keller ihrer unterirdischen Wohnungen. Eine Bohne nach der andern sammelt die Maus zusammen, bis sie etwa ein halbes Pfund angehäuft hat, welches sie, ehe das kalte Wetter seinen Anfang nimmt, in einen trockenen und vom Froste geschützten Platz verbirgt und sorgfältig zudeckt. Der Indianer, der, während die fleißige Maus ihren mühsam erlangten Schatz, in Trägheit zugebracht hat, ist im Stande,

diese unterirdischen Speicher dadurch aufzufinden, daß er auf den Boden klopft und durch den hohlklingenden kellerartigen Laut seine Entdeckungen macht. Deshalb wandert er herum und klopft in Plätzen, wo die Aussicht günstig erscheint, auf den Boden und sobald als er den hohlen Schall hört, gräbt er den kleinen verborgenen Capitalisten mit seinem Wintersproviant heraus. Die Maus erwacht aus ihrem Schlafe um zu verhungern, der Indianer verschluckt mit Wohlgefallen die wenigen Bissen.

Doch findet dieselbe ihren Rächer an dem mächtigen Sioux, welcher gegen seinen elenden rothen Bruder einen fast beutelosen, doch vernichtenden Krieg führt. Er beraubt ihn wenigstens seiner armen, menschlichen Kopfhaut. Einem meiner Freunde wurde eine solche Kopfhaut mit grauen Haaren, fast so lang als der Schweif eines Schimmels, zum Kaufe angetragen.

Die elenden Omahas waren bereit es als eine besondere Gunst anzusehen für Weiße, als Beschützer unter ihnen zu wohnen. Die Mormonen sammelten und speicherten ihre Maisernte für sie und lieferten ihnen außerdem noch Lebensmittel aus ihren ärmlichen Vorräthen, um sie vor dem Hungertode zu bewahren, während ihr befestigtes Lager, welches nördlich von den Omaha-Dörfern lag, als eine Art Damm gegen die Angriffe der feindlichen Siouxs diente.

Hier war das Hauptquartier der Mormonenlager Israels. Meilenweit war die fette Prairie eingezäunt und mit Getreide besäet und die Häuser, Heuschober und Viehställe gaben dem Ganzen ein Aussehen, als ob eine ganze Grafschaft mit ihrem Volke und Bäulichkeiten auf einmal dorthin versetzt worden sei. Auf einer hübschen Hochebene, die den Fluß überschaute, bauten sie mehr als 700 Häuser in einer einzigen Stadt, die nett mit Straßen und Nebenstraßen angelegt und durch Brustwehren, Pallisadenverschanzungen und Blockhäuser befestigt war. Sie hatte auch ein Tabernakel zur Gottesverehrung, mehrere große Werkstätten, Mühlen und Fabriken, die mit Wasserkraft betrieben wurden.

Die Mormonen hatten kein Lager oder keine Ansiedlung von gleicher Größe im Lande der Pottawatamis. Daselbst hatte man sich vor Angriffen feindlicher Indianer weniger zu fürchten und deshalb breiteten sich die Leute an den Flüssen, Nebenflüssen und in der Nähe von holzbewachsenen Strecken aus, wo immer sie geeignetes Land für den Ackerbau finden konnten.

In dem schweren Winter von 1846—1847 unterstützten und erhielten die Mormonen sich selbst. Sie waren auf den Pottawatamie-Landschaften und in den Grenzregionen von Jowa und Missouri zerstreut, einige unter den Jawas und den Pancohs Indianern, andere in großen Compagnien an den Bänken von dem **l'Eau qui boule** oder Laufenden Wasser-Fluß und in den Winterquartieren von Omaha.

Dieser Winter war eine ihrer härtesten Prüfungen; aber auch der Wendepunkt in ihrem Geschicke. Die, welche ihn überlebten, waren erhalten, um sich der stufenweise zurückkehrenden bessern Zeit zu erfreuen. Sie vergleichen jene Tage nun mit einer schrecklichen Nacht, in welcher sie sich nach dem langsam anbrechenden Tage sehnten.

Noch ehe im Jahre 1847 das Gras zu wachsen anfing verließen 143 auserlesene Männer mit 70 Wagen, gezogen von den besten Pferden, welche sie besaßen, unter Leitung der Mitglieder des Hohen Rathes die Winterquartiere von Omaha. Sie führten größtentheils Samen und Ackerbaugeräthe mit sich, da es ihre Absicht war, bei ihrer Ankunft an dem Ort der Bestimmung sogleich das Land zu bebauen, um wo möglich noch eine Ernte hervorzubringen. Für Nahrung auf der Reise vertrauten sie auf ihre Gewehre, gingen aber nie weit von der, von ihnen eingeschlagenen Richtung ab, um Wild zu suchen.

Um die Jahreszeit, wo gewöhnliche Emigranten den Missouri zu passiren pflegen, waren sie schon durch den südlichen Engpaß, und ein paar kurze Tagereisen mehr brachten sie auf den schwierigeren Theil ihres Weg's, der sich nun durch das Felsengebirge dahinzog. Obwohl sie die höchsten Spitzen umgingen, mußten sie doch über andere Berge der rauhen Utahkette, an reißenden Strömen entlang, sich ihren Weg durch dicht verwachsenes Gehölz oft mit der Axt bahnend, dahin ziehen.

Sehr erschöpft und ermüdet erreichten sie, ohne einen einzigen Mann verloren zu haben, noch zu rechter Zeit das Thal des großen Salzsee's, um wenigstens eine theilweise Ernte zu erzielen.

Eine andere Compagnie von dem Winterquartier in Omaha folgte ihnen im Sommer, sie hatten 566 Wagen, und führten große Quantitäten von Getreide mit sich, welches sie auch noch im Stande waren, bevor der Frost in den Boden kam, anzusäen.

Hier schlossen sich ihnen auch ein Theil des, von Californien zurückkommenden Mormonen-Bataillons und einige andere Mitglieder der Kirche an. Gemeinsam begannen sie eine Mauer von, an der Sonne getrockneten Ziegelsteinen aufzuführen, welche ihnen zum Schutz gegen Ueberfälle der sie umgebenden Indianer dienen sollte. Sie wohnten den Winter hindurch sicher und waren im Stande nach ihren Feldern zu sehen, welche dann im kommenden Jahre sie reichlich mit Brot versorgten. Die reichlichen Ernten im Jahre 1848 halfen, daß in demselben Jahre beinahe alle in den Missouri-Gegenden zurückgebliebenen Mitglieder der Kirche dieselben verlassen konnten, und das Ende dieses Jahres sah das Gemeinwesen des Staates Deseret vollständig hergestellt.

Es ist mir unmöglich, Euch in einem einzigen Vortrage eine geographische Beschreibung von dem Staat Deseret zu geben. Es ist ein neues Land, von eigenthümlichem Charakter und Gestalt, ganz besonders eigenthümlich wegen der sich innerhalb seiner Grenzen vereinigenden Seltsamkeiten und läßt sich mit keinem anderen Lande vergleichen.

Herabkommend von den Bergen, wo sich Euch das Klima und die Scenerien der Schweiz darbieten, könnt Ihr nach Belieben eines von den verschiedenen Klima's von Italien heraussuchen, und Ihr werdet finden, daß aus denselben Bergen die eiskalten Quellen von Mexico und die heißen Quellen von Island hervorsprudeln, beide gemeinsam dem großen Salzsee zueilend.

Zwei Vorfälle drohten dem Gemeinwesen des Staates Deseret gefährlich zu werden, der erste drohte, seine Ernten zu zerstören, der andere, es ganz aufzulösen.

Die Küsten des großen Salzsee's sind von einem Insekt bewohnt, welches der Heuschrecke am Todten Meere ähnlich sieht; zu gewissen Jahreszeiten kommt diese Heuschrecke in solchen Schwärmen von den Bergen, daß die Sonne verfinstert wird. In diesem Sommer zerstörten sie das, in seiner schönsten Blüthe stehende Getreide der neuen Ansiedler. Die Mormonen, ihrer alten Sitte gemäß fingen an zu beten und zu streiten und suchten dieselben mit allen möglichen Mitteln zu vertreiben; aber alles half nichts, die Zerstörer arbeiteten fort, wo sie sich niederließen, da war es, als ob ein Feuer den Boden reingefegt hätte.

Da auf einmal kam unerwartete Hülfe. Ueber den See kamen große Armeen Vögel gezogen, welche man nie vorher in dem Thale gesehen hatte; woher sie kamen wußte Niemand; mit ungeheurer Gefräßigkeit machten sie sich über den wohlgenährten Feind.

Anfangs glaubten die Mormonen es wären neue Feinde, um ihnen Verderben zu bringen, bald aber sahen sie, daß es Freunde waren. Jedermann war sorg-

fältig bedacht, dieselben nicht zu belästigen und bei Strafe war es verboten, sie zu tödten oder zu beleidigen. Diese Vögel waren ganz weiß, hatten kleine Köpfe, kleine schwarze Augen, kleine Füße, lange Flügel und waren bald so zahm wie Hühner. Die kleinen Kinder nannten sie ihre Tauben; jeden Abend verschwanden sie hinter dem See; aber mit Sonnenaufgang waren sie schon wieder da und fraßen, bis nach kurzer Zeit alle Heuschrecken vertilgt waren. Dies wiederholte sich auch das nächste Jahr, mit dem Unterschied, das die Vögel früher kamen und so das Getreide vor Zerstörung bewahrten.

Weit gefährlicher als die Heuschrecken drohte Deseret der Umstand zu werden, daß in Californien Gold entdeckt wurde. Einige von dem in Missouri rekrutirten Mormonen-Bataillon, welche auf ihrem Heimwege in Neu-Helvetia Arbeit erhielten, entdeckten dasselbe, als sie, an einem Mühlkanal arbeitend, den Goldstaub mit den Schaufeln herauswarfen. Ihr alle kennet das wahnsinnige Goldfieber, welches ausbrach, sobald dies bekannt wurde. Jedermann durch ganz Californien wurde mehr oder weniger von demselben erfaßt.

Da, wo das Gold entdeckt wurde, blieb das reife Getreide ungeschnitten auf den Feldern; Weiße, Indianer und Mischlinge, — alles fing an Gold zu graben, alle andere Arbeit wurde auf die Seite gelegt.

Die entlassenen Soldaten kamen nach dem Salzsee-Thal, zeigten ihren Kameraden Stücke des von ihnen gefundenen gelben Schatzes und der Ruf: „Nach California — Nach dem Gold von Ophir, welches unsere Brüder entdeckt haben! Nach California!“ ertönte überall.

Vielleicht sind solche unter Euch, die bekannt sind mit dem halb ironischen Rath den die Häupter der Kirche ihren Getreuen gaben, sie sagten: „Der Gebrauch des Goldes soll sein, um damit Straßen zu pflastern, Häuser zu bedecken und schöne Gefäße daraus zu verfertigen. Wenn die Heiligen das Evangelium gepredigt, Getreide gepflanzt und Städte gebaut haben, dann wird der Herr den Weg zur Erlangung des Goldes öffnen, bis sein Volk zufrieden sein wird; die Schätze der Erde sind in des Herrn Vorrathskammer; und er wird die Thüre dazu öffnen, wann und wo es ihm gefällt.“ — General Epistle 14.

Nur die erleuchtete Wirksamkeit ihrer Führer erhielt das Volk und Gemeinwesen von Deseret. Einige Wenige nur zogen weg und diese wurden in aller Güte gebeten — nicht wieder zurück zu kommen. Der Rest blieb, um ein gesundes, glückliches Volk zu werden, um „Getreide zu pflanzen und Städte zu bauen.“

Seit jener Zeit war die Geschichte der Mormonen ein ununterbrochener Bericht von wunderbarem Gedeihen und Wohlstand. Es schien als ob die Elemente des Glücks, gehorsam den Gesetzen der Natur, ihnen zurückerstatten wollten, was an unverdientem Unglück über sie ergangen war.

Mit unzureichendem Kapital, durch die schwersten Prüfungen hat Mormonen-Fleiß und Arbeit sich durchgeholfen. Jetzt sind diese Prüfungen überstanden und der Mormonismus steht da, so kräftig, wie er je in Nauvoo gestanden, mit dem Unterschied, daß sie in dieser Schule einen Unterricht in Sparsamkeit und Ausdauer empfangen haben, der unvergleichbar ist; nun, verpflanzt in eine Lage, wo sie in jeder Hinsicht mehr Produktionskraft besitzen und die in schweren Prüfungen gesammelten Erfahrungen reichlich anzuwenden im Stande sind.

Für Viehzucht findet das Territorium Utah nicht seinesgleichen. Die schönen Weideplätze der Lombardei stehen an Werth nicht höher als diejenigen, welche an der Ostseite des Utahsee's nnd Jordan-Flusses liegen. Wir finden hier eine Art Bunschgras, im Mai, wenn die andern Grasarten zu schießen anfangen, trocknet

diese feine Pflanze auf ihrem Stock und bildet ein hellgelbes Stroh von angenehmem Geruch und voll von Nahrungsstoff. Es bleibt so durch die trockenen Monate, bis es im Januar anfängt zu treiben und dann mit Schnelligkeit wächst bis zum Mai. Ob Stroh oder Gras, ist es ein gutes Futter für das Vieh, welches sich an demselben Sommer und Winter fett erhalten kann; die unzähligen kleinen Thäler, welche sich in den Bergen finden, sind ausgezeichnete Weideplätze für Schafe, deren Wolle sehr schön und ausnahmsweise weich ist.

In den Indianer-Angelegenheiten waren die Mormonen immer glücklich, sie vermieden den allgemeinen Fehler, dieselben als rechts- und heimatslos zu betrachten; denn ihre Religion lehrt sie die Indianer als ihre gefallenen Brüder anzusehen. Daher kommt es auch, daß sie in dem Land der Verheißung auf bestem Fuße mit allen innert seiner Grenzen wohnenden Stämmen leben.

Der Häuptling aller dieser ist ein großer Mann in der Blüthe seiner Jahre stehend, guter Schütze und ebenso guter Reiter, sein Name, in's Englische übersetzt, ist „Walker“. Obwohl er sehr feurig ist, hat er sich doch jederzeit gut gezeigt gegen die Mormonen. Eine Sage existirt, welche behauptet, daß er durch einen Traum dahin gebracht wurde, ihr Freund zu sein.

Eines ist gewiß; er hat offenherzig und mit größter Freude die Vertriebenen aufgenommen in sein Gebiet, freute sich, wenn er ihnen konnte Aufschluß geben über die Beschaffenheit des Landes, berieth sich oft mit ihnen über die Anlegung neuer Ansiedlungen und garantirte vollständige Sicherheit, wo immer sie sich niederlassen wollten.

Unter diesen Umständen hatten die Mormonen nichts weiter zu thun, als sich ihren Geschäften zu widmen, unter welchen Ackerbau das hauptsächlichste war. Sie legten blühende Ansiedlungen an, von denen „Brounswil“ das weiteste nördlich, etwa 40 Meilen, das weiteste südlich „Sanyete“ etwa 200 Meilen von dem zuerst angelegten Orte entfernt ist.

Ein zweiter See Genesareth ergießt seine Wasser in das Todte Meer von Deseret, durch einen schönen Fluß, den die Mormonen den Jordan des Westens nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Glaube wird bestätigt durch Werke.

Einem Briefe von Präsident Brigham Young entnehmen wir folgende Bemerkungen:

> „Es ist nothwendig, daß die Heiligen der letzten Tage ihren Glauben durch ihre Werke bestätigen. Diesem verhältnißmäßig nur kleinen Volke liegt ein großes Werk ob. Wir haben Vieles zu thun; unter welchem das Erbauen von Tempeln, worin wir die Verordnungen des Himmels empfangen, die zu unserer Seligkeit unbedingt nothwendig sind, sowohl für die Lebenden, als für die, welche hinter den Schleier gegangen sind, ohne das Evangelium gehört zu haben, von sehr großer Bedeutung ist. Damit wir aber dieses ausführen können, müssen die Heiligen angehalten werden, ihren Zehnten getreulich zu bezahlen. Es ist dies ein Vorrecht, welches die Heiligen zu großen Segnungen berechtigt, insofern sie getreu danach handeln.“

Wir wünschen die Heiligen auf obigen Auszug eines Briefes von Präsident Brigham Young aufmerksam zu machen, da die Wichtigkeit desselben kaum hoch genug geschätzt werden kann, wenn wir die Größe des Werkes betrachten, in dem wir angestellt sind. Mit Zahlen zu rechnen sind die Heiligen nur ein kleines Volk, doch verlangt der Herr Großes von unsern Händen. Es ist natürlich, daß in dem Grade, in welchem die Heiligen zunehmen an Wohlstand und an Größe, der Herr auch die Ansprüche an sein Volk in demselben Maße vergrößern wird.

Ohne Zweifel hat der Herr eine weise Absicht in diesem; und wir glauben, er beabsichtigt damit, sein Volk zu prüfen, indem er ein geprüftes Volk haben will. Ein Volk, dessen Glaube durch seine Werke vollkommen gemacht ist. Wir kennen keinen andern Weg, auf welchem der Glauben kann bestätigt und vollkommen gemacht werden, als nur durch Werke. Weder die heiligen Schriften, Philosophie, noch gesunder Menschenverstand zeigen uns einen andern.

Der Glaube Abels war gerechtfertigt, weil er dem Herrn ein besseres Opfer darbrachte, als sein Bruder Kain.

Noah bestätigte seinen Glauben an die Offenbarung Gottes dadurch, daß er eine Arche baute. Abraham dadurch, daß er seinen Sohn Isaak opfern wollte, nach dem Befehle, den er von Gott erhielt, dafür wird er auch der Vater der Getreuen genannt. Der Glaube, welchen Jesus, der Sohn Gottes besaß, wurde durch sein Leiden bis zum Tode vollkommen gemacht und dadurch, daß er sein Blut für die Sünden der Welt hingab, wurde er der König aller Könige, der Herr aller Herren. Wir haben kein Recht zu vermuthen, daß sein Glaube allein hingereicht hätte, die Welt zu erlösen, denn es steht geschrieben: „Ohne das Vergießen seines Blutes ist keine Vergebung der Sünden" und wieder „Glaube ohne Werke ist todt." Darum würde auch Christi Glaube todt oder ohne Bedeutung für die Erlösung der Menschheit gewesen sein, hätte er seinen Glauben nicht durch seine Werke bestätigt, indem er sein Leben hingab.

Man könnte einem Wilden sagen, daß unter gewissen Umständen die Erde Korn hervorbringen würde, aber dadurch würde weder sein Glaube vollkommen, noch würde die Erde Korn hervorbringen.

Wie der Geist der Trieb unsers Lebens ist, so ist Glaube die Triebfeder zu allen unsern Handlungen; aber beide würden nutzlos sein, wollten wir den durch diese Triebe erzeugten Ideen und Gedanken nicht suchen Formen und Gestalt zu geben.

Wie die zeitlichen Dinge müssen von dem Geiste eingegeben und von den Händen in Gestalt gebracht werden, so wird nach der Ordnung des Himmels von dem Menschen verlangt, seinen Glauben durch Werke zu bestätigen, daß beide Theile mit einander übereinstimmen. Darum müssen die, welche vorgeben Gott zu lieben, ihre Liebe nicht durch Glauben, sondern durch Werke beweisen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie es auf keinem andern Wege beweisen können.

Jesus sagt ausdrücklich: „Liebet ihr mich, so haltet meine Gebote" und wieder: „Wer meine Gebote kennt und dieselben hält, ist's der mich liebet". Auf die Frage: „Wie ist es, daß du dich uns zeigen willst und nicht der Welt?" antwortete er: „Wenn Jemand mich liebt, so hält er meine Gebote und mein Vater wird ihn lieben und wir werden mit ihm sein; wer mich aber nicht liebt, hält auch meine Gebote nicht." Nichts kann ausführlicher und einfacher sein als dies.

Nur allein durch Glauben an Jesu Christi auf Erlösung und Seligkeit zu hoffen, ist demgemäß schriftwidrig und unvernünftig und steht gänzlich im Widerspruch mit dem wahren Christenthum, denn es widerstreitet den Gehorsam zu dem von

Christus verordneten Gesetz der Taufe zur Vergebung der Sünden, für Alle, welche wollen Mitglieder seiner Kirche werden.

Alle Heiligen, welche getauft worden sind und den Geist des Herrn empfangen haben, wissen dies und sind einig in diesem Punkte, es ist das Resultat, welches aufrichtigem Gehorsam zu einem der Fundamentalgesetze des Himmels folgen muß.

Aber es würde ebenso unrichtig sein zu glauben oder zu behaupten, daß bloßes geboren werden genügend sei, um den Zweck unseres Daseins zu erfüllen, als anzunehmen, daß einfache Wiedergeburt in die Familie Gottes einem Jeden ewige Seligkeit sichern werde.

Fortschritt ist das Kennzeichen aller Werke Gottes, Seligkeit beruht auf Fortschritt so gut wie alles Andere. Das Abendmahl wurde eingesetzt, daß die in der Familie Gottes gebornen Kinder Gottes mögen anhalten im Genießen von seiner göttlichen Natur, wie das Kind dieser Erde von der Natur seiner Mutter genießt.

Wir können unsern Glauben an Christus nur dadurch beweisen, daß wir fortfahren gehorsam zu sein im Halten seiner Gebote.

In dieser Zeit sind wir nicht im Stand Christus selbst anzunehmen oder zu verwerfen; aber wir können die, welche er berufen, ordinirt und zu uns gesandt hat, annehmen oder verwerfen und es wird dieselben Folgen haben, als ob wir es ihm selbst gethan hätten.

Christus sagte zu seinen Aposteln: „Wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf und wer mich aufnimmt, nimmt den auf, der mich gesandt hat."

Wie sollen wir beweisen, daß wir seine Diener aufnehmen? Durch das Gebot, welches Christus selbst gab, nämlich ihre Gebote halten! Es waren die Diener Gottes, welche uns lehrten getauft zu werden und den heiligen Geist zu empfangen; und doch erhielten wir die Segnungen, welche verheißen waren, als ob Christus selbst diese Handlungen an uns vollzogen und in eigener Person uns belehrt hätte.

Wenn daher diese Diener Gottes uns lehren, daß es nothwendig ist, daß wir unsern Zehnten bezahlen, Tempel bauen und die Armen unterstützen, daß wir Eins werden in weltlichen Dingen, wie wir eins sind in geistigen Dingen, und wir vernachlässigen diese Lehren, welches Recht haben wir dann noch auf eine Seligkeit zu hoffen, welche nur denen verheißen ist, die in Allem getreu sind.

Was hilft es uns gelehrt zu werden, nach ewigem Leben zu trachten, wenn wir die Mittel verschmähen, wodurch wir es erlangen können? Was hilft es uns, wenn wir vorgeben des Herrn Wort zu lieben, wenn wir es nicht halten wollen? oder daß wir vorgeben Gott zu lieben und sind seinen Dienern nicht gehorsam? daß wir an Offenbarungen glauben, aber doch nicht nach denselben leben wollen? daß wir an Zehnten glauben, ihn aber doch nicht bezahlen? daß wir an das Versammeln Israels glauben und doch uns selbst nicht versammeln, auch Andern nicht dazu helfen, wenn wir die Mittel dazu haben?

Wir hoffen, die Heiligen werden nicht fehlen, diese Dinge im rechten Lichte zu betrachten und werden so viel von dem Geiste des Herrn mit sich haben, daß sie die Stimme des guten Hirten erkennen, wenn er ruft. Indem wir auf ein ewiges Leben hoffen, laßt uns die Werke thun, welche uns ein solches sichern, damit wir nicht als die erfunden werden, von denen es heißt: „Sie ehren mich mit ihren Lippen, ihr Herz aber ist ferne von mir."

Diejenigen aber, die zu ängstlich sind, dem Herrn zu geben was dem Herrn gehört, verweisen wir auf Malach. II, 10, damit sie dort Trost und Stärkung finden mögen.

Das Zeugniß einer Frau.

Schon lange habe ich das Bedürfniß gefühlt, einmal öffentlich mein Zeugniß mit demjenigen meiner Schwestern zu vereinigen und einen Artikel zur Vertheidigung der Lehren und Grundsätze, an welche wir glauben, welche auch in unserm täglichen Leben auszuführen wir bestrebt sind, zu schreiben.

Ueber sechs und dreißig Jahre bin ich ein Mitglied der Kirche Jesu Christi der Heiligen der letzten Tage, habe viele Prüfungen und Leiden mit diesem Volke durchgemacht; bin zu verschiedenen Malen in Gemeinschaft mit meinen Brüdern und Schwestern von meiner Heimat vertrieben und durch gemeine Pöbelhaufen ausgeplündert worden.

Während mein Gatte, eine Parlamentärfahne in seiner Hand, zwei unserer Feinde nach ihrem Lager begleitete, mußte ich zusehen, wie vor meinen Augen auf ihn geschossen wurde.

Einmal, im Staate Missouri, drangen drei oder vier Mitglieder einer solchen Bande bewaffnet in mein Haus, forderten mich auf, ihnen zu sagen, wo mein Gatte verborgen sei; als ich mich weigerte, ihnen meinen Gatten zu verrathen, drohten sie, mich zu ermorden, aber da auch dieses nicht half, wollten sie mein Haus niederbrennen, woran sie nur durch eine unsichtbare Gewalt verhindert wurden.

Dies und noch vieles Andere hatten die Heiligen unter der Regierung der Vereinigten Staaten Amerika's zu erdulden, in einem Lande, wo „Freiheit" das Losungswort ist.

Doch in allen Prüfungen und Leiden war ich stets fest und standhaft in den Grundsätzen meiner Religion.

Durch schwere Krankheit und ausgestandene Leiden wurde ich so schwach, daß ich kaum im Stande war zu sitzen, doch wurde ich am 13. Februar gezwungen, durch tiefen Schnee uud bei furchtbarer Kälte meine Heimat in Farwest zu verlassen und nach Quincy zu reisen.

Nachdem man nun auf uns und unser Volk solche Schändlichkeiten gehäuft, und uns so schmählich behandelt hat, rufen sie: „die Frauen von Utah sind in Knechtschaft, sie sind nicht frei, sie können nicht ihre eigene Urtheilskraft gebrauchen, sie geben die Polygamie nur zu, weil sie dazu gezwungen sind," und diese maßen sich nun die Gewalt an, uns aus unserer Knechtschaft und Tyrannei zu befreien. Zu Herrn Christiancy und allen den ehrenvollen (?) Herren, welche sich so unnöthig für unsere Wohlfahrt interessiren, möchten wir nur sagen, daß wir ihrer Einmischung in unsere Verhältnisse nicht bedürfen.

Wir sind nicht in Knechtschaft; wir sind so frei, als wir unter solchen, uns von andern Staaten zugeschickten Beamten, die weder unsere Wünsche noch unsere Ansichten kennen, sein können.

Die Frauen der Heiligen der letzten Tage leben in einer Sphäre, welche weit erhabener ist als die, in welcher die Frauen der übrigen Welt sich bewegen; sie suchen die Hilfe und den Beistand des Heiligen Geistes, verlassen sich auf den Arm des Allmächtigen und vertrauen auf seine Gerechtigkeit.

Sie glauben von ganzem Herzen an die Verheißungen von himmlischer Seligkeit und ewigem Glück, insofern sie gehorsam sind dem Gesetz der patriarchalischen Ordnung der Ehe, welche Gott durch Joseph Smith offenbart hat.

Es sind diese verheißenen Segnungen, auf welche wir beständig unsere Blicke richten, die uns Kraft und Muth geben in Verhältnissen zu leben, welche, von dem Standpunkt der Welt aus betrachtet, sonst unertragbar wären.

Für diese Segnungen sind wir bereit, ähnliche Opfer zu bringen, wie Abraham, als er seinen einzigen Sohn opfern wollte, vertrauend auf Gott, der Alles wohl führen wird.

Wir frohlocken über das Gesetz der Vielehe und würden es nicht ändern, wenn wir auch könnten. Für uns ist die patriarchalische Ordnung der Ehe das Urbild der höchsten Würde, welche von sterblichen Wesen erlangt werden kann.

Ich selbst habe über dreißig Jahre darin gelebt. Ich glaubte meinen Gatten treu und aufopfernd zu lieben; wurde mit ihm verheirathet in der Erwartung, seine einzige Gattin zu bleiben so lange ich leben würde. Jetzt hat er eine zahlreiche Familie, die ich liebe und gegen die meine Anhänglichkeit mit jedem Jahre zunimmt. Ich freue mich in ihrer Gesellschaft und an ihrem Glücke, bin ebenso stolz auf die Kinder der anderen Frauen, als auf meine eigenen. Dies ist eine geweihte, heilige, von Gott verordnete Einrichtung, Niemand kann darin bestehen, der nicht reinen Herzens ist und ein reines Leben führen will.

Der Herr sagt: Er wolle die Herzen prüfen; und wahrlich, seine Worte müssen erfüllt werden. Es ist unnütz, gegen das Reich Gottes zu streiten.

Die Frauen verstehen die Grundsätze ihrer Religion und sind ebenso bereit für dieselben zu leben und zu sterben, als die Männer. Darum bitten wir euch, spart euer Mitleid und eure Sympathie gegen uns, wir bedürfen derselben nicht; wir haben etwas das besser ist als irgend etwas, das ihr uns zu bieten im Stande seid. Schauet auf die Frauen und Töchter der Nationen, handelt aufrichtig und ehrlich gegen die. Uns aber lasset die Freiheiten genießen, die unsere Vorväter in der Konstitution so weise und nobel Allen zusicherten.

Sarah D. Rich, Salt Lake City.

Nachrichten aus Utah.

Aus St. George wird unter dem Datum des 1. Juni 1876 geschrieben:

„Der Geburtstag des Präsidenten Brigham Young war hier ein Tag der allgemeinen Freude. Schon früh am Morgen brachte ihm das Musikcorps ein Ständchen, worauf der Gesangverein von St. George sich nach seiner Wohnung begab und einige prachtvolle Lieder vortrug.

„Nach der Fest- und Gebets-Versammlung, welche im neuen Tabernakel abgehalten wurde und während welcher dem Präsidenten die herzlichsten Glückwünsche dargebracht wurden und derselbe sich in einer gewaltigen Rede an die Heiligen gewandt hatte, begab er sich mit etwa vierzig alten Veteranen der Kirche in das „Snow Haus", wo ihnen von der Familie des Aeltesten Macdonald und anderen ein köstlicher Festschmaus bereitet war. Das Musikcorps befand sich auch daselbst.

„Als auf dem Heimweg Präsident Young bei der Gartenthür anlangte, wurde er von einer Schar weißgekleideter Jungfrauen empfangen, welche einige herzliche, eigens für diesen Tag gedichtete Lieder vortrugen, und dann, um das Wort zur That werden zu lassen, seinen Weg bis zum Hause mit Blumen bestreuten."

(Anmerkung der Redaktion.) So feiern die Heiligen der letzten Tage den Geburtstag ihres geliebten Führers, nicht wie Sklaven, sondern wie freie, glückliche Männer und Frauen, wie Kinder gegenüber ihrem Vater.

Missionsangelegenheiten.

Wir zeigen hiermit an, daß die Aeltesten J. U. Stucki, Friedrich Theurer, J. J. Walser und Heinrich Eyring durch die Präsidentschaft der europäischen Mission ihrer Missionsarbeiten enthoben worden sind und Erlaubniß erhielten, mit unserer diesjährigen Auswanderung nach Zion zurückzukehren.

Die Aeltesten Joseph S. Horne, Theodor Brändli und Leopold Wirthlin langten in Bern wohlbehalten an; die beiden ersteren am 8. und der letztere am 7. Juni. Aeltester Reinhard Mäser ist gegenwärtig in Deutschland bei seinen Verwandten, doch wird er in Kürze seine Wirksamkeit in der Schweiz antreten. Aeltester Joseph S. Horne wurde gesandt, um die Mission zu präsidiren, nach der Abreise des Präsidenten J. U. Stucki. Wir freuen uns, diese Brüder begrüßen zu können und leben der Hoffnung, daß der Herr sie auf allen ihren Wegen begleiten une ihre Arbeiten reichlich segnen wird.

Alle Mittheilungen, betreffend Stern- und Missionsgeschäfte, sollten in der Zukunft an Joseph S. Horne, Postgasse 33 in Bern, gerichtet werden.

Abschiedsgruß.

Da die Zeit gekommen ist, daß wir in einigen Tagen nach Zion zurückkehren werden, so wünschen wir allen Heiligen sowie unseren zahlreichen Freunden ein herzliches Lebewohl zuzurufen.

Für die Güte, die uns überall zu Theil wurde, sprechen wir unseren wärmsten Dank aus und hoffen und bitten, daß der Herr Alle segnen möge, die auf irgend eine Weise uns behülflich gewesen sind. Es thut uns leid, daß wir nicht im Stande waren, von allen unseren Freunden persönlich Abschied nehmen zu können, doch haben uns dringende Geschäfte, gegen unseren Willen, davon abgehalten.

Wenn wir auf die kurze Zeit zurückblicken, die wir in der Schweiz und in Deutschland zugebracht haben, so können wir dem Herrn von ganzem Herzen danken, daß er uns behütet und bewahrt hat und unsere schwachen Arbeiten mit mehr oder weniger Erfolg gekrönt worden sind.

Sind wir im Stande gewesen Gutes zu wirken, so schreiben wir es der Güte Gottes und seiner Leitung zu, ohne uns selbst irgend welches Verdienst anzumaßen. Wir freuen uns indessen, daß das Evangelium während der vergangenen zwei Jahre in verschiedenen Gegenden in der Schweiz und in Deutschland, wo früher noch keine Mitglieder sich befanden, guten Boden gesunden hat und besonders, daß die ganze Mission in einem befriedigenden Zustande sich befindet.

Wir bitten Gott, daß Er unsere Nachfolger mit Seinem Geiste erleuchten möge, daß auch sie Freude im Werke ihres Amtes finden und alle ihre Bemühungen erfolgreich sein mögen.

Den Heiligen rufen wir zu, vertrauet auf Gott und Seine Vorsehung, haltet die Gebote des Herrn mit allem Fleiße und Er wird euch gewiß die Wege bahnen und euch in seiner eigenen Zeit aus Babylon befreien.

Bern, den 15. Juni 1876.

J. U. Stucki.
Friedrich Theurer.
Joh. Jakob Walser.
Heinrich Eyring.

An die Heiligen in der Schweiz und in Deutschland.

Geliebte Brüder und Schwestern,

Wiederum ist mir die Gelegenheit geboten, in der Schweiz und in Deutschland mein Arbeitsfeld anzutreten. Vor acht Jahren beendigte ich meine erste Mission in diesen Ländern, jetzt hat es dem Herrn gefallen, mich von Neuem in diesen Wir-

kungskreis zu versetzen. Meinen Freunden aus früherer Zeit rufe ich meine freundlichste Begrüßung zu und lebe der Hoffnung, daß ich im Stande sein werde, sie in kurzer Zeit wiederum zu begrüßen. Auch allen von Euch, die Ihr mir jetzt noch unbekannt seid, entbiete ich meinen herzlichen Gruß und hoffe, Euch bald von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen.

Ich freue mich von ganzem Herzen, daß durch die Gnade des Herrn die Mission sich in einem gedeihlichen Zustande befindet und während ich fühle, daß aus mir selbst ich nicht im Stande bin, mich nützlich zu machen, so vertraue ich doch auf Gott und hoffe, daß er meine schwachen Bemühungen segnen wird.

Das Werk des Herrn verbreitet sich günstig in allen Theilen der Erde und für Solche, die mit Aufmerksamkeit den Fortschritt desselben beobachtet haben, liegt es auf der Hand, daß der Herr seine Verheißungen erfüllt, die er seinem Volke gegeben hat.

Auch in diesen Ländern wird noch ein großes Werk gethan werden, denn viele Menschen gibt es hier, die aufrichtig nach Wahrheit streben und dieselbe früher oder später erkennen werden. Der Herr leitet und lenkt die Geschicke aller Völker, sie sind in seiner Hand, nach seinem Willen erweicht er die Herzen der Menschenkinder und wenn immer die Zeit gekommen ist, so wird er die Wege bahnen, so daß das Evangelium aller Creatur verkündigt werden kann, damit das Ende komme. Es freut mich, an diesem herrlichen Werke Antheil zu haben und ich bitte den Herrn, daß er die Arbeiten aller seiner Knechte in diesem Lande segne, damit sie mit ersprießlichem Erfolge gekrönt werden mögen.

Bern, den 17. Juni 1876.

Euer ergebener Bruder in Christo
Joseph S. Horne.

Bericht von den Auswanderern.

Dampfschiff Idaho, den 29. Juni 1876, 10 Uhr Vormittags.

Lieber Bruder Horne,

Da wir bald die Gelegenheit haben werden diese Zeilen nach Queenstown in Irland abzusenden, so wollen wir Ihnen eine kurze Beschreibung unserer Reise geben.

Wir wollen im Voraus sagen, daß der Herr uns sehr gesegnet hat bis auf den heutigen Tag und daß alle unsere Berechnungen soweit erfüllt worden sind.

Am Mittwoch Morgen reiste unsere Gesellschaft, aus ein hundert Auswanderern bestehend, von Basel ab. Mittwoch Nacht übernachteten wir in Mannheim im Gasthof „zur goldenen Gans". Am Donnerstag Morgen wurde unsere Reise fortgesetzt, nachdem sich unsere Anzahl um sechs Personen vermehrt hatte.

Wegen des hohen Wasserstandes im Rhein konnten wir von Mannheim aus nicht eingeschifft werden und mußten deshalb per Eisenbahn nach Mainz gehen, wo wir ungefähr um 8 Uhr Morgens anlangten. Dort fanden wir Bruder Eyring, der einen Abstecher nach Deutschland gemacht hatte, um seine Verwandten zu besuchen. In Folge dieser Veränderung in unserem Reiseplan und auch wegen des bedeutenden Uebergewichts hatten wir eine Mehrauslage von über 500 Franken.

In Mainz schifften wir uns ein auf dem Dampfer Guttenberg und traten unsere Rheinreise um zehn Uhr Vormittags an. Der Tag war ein heißer und deswegen nicht besonders angenehm für solche unserer Passagiere, die sich vor ihrer R ise wenig im Freien bewegt hatten.

Ungefähr 11 Uhr Nachts erreichten wir Düsseldorf, wo wir uns auf den

Dampfer Victoria begeben mußten, der uns am Freitag Nachmittags um 4 Uhr in Sicherheit nach Rotterdam brachte.

Dort fanden wir noch 3 Passagiere, so daß unsere Zahl sich auf 109 Seelen vermehrte und daher mit den zurückkehrenden Aeltesten 113 Personen ausmacht.

Wir übernachteten Freitag Nacht im Gasthofe „zur Stadt Antwerpen" und begaben uns am Sonnabend Nacht um 11 Uhr auf das Dampfschiff Lord Cardigan.

Um Mitternacht ging es ab und nach einer günstigen und kurzen Ueberfahr langten wir am Sonntag Abend um 9 Uhr in Grimsby an.

Obwol die See nicht besonders hoch ging, so blies doch ein frischer Wind und schaukelte das kleine Schiff genügend, um fast allen unseren Leuten einen Geschmack von der Seekrankheit zu geben. Einige der Schwestern waren recht krank, doch heilte das feste Land sehr bald ihre Leiden. Am Montag den 26. verließen wir Grimsby per Eisenbahn um 9 Uhr Vormittags und langten wohlbehalten nach 4 Uhr Nachmittags in Liverpool an. Wir wurden sogleich nach dem Dampfschiff Idaho geleitet, wo wir uns, so bald als die Umstände es erlaubten, ganz bequem einrichteten.

Am Dienstag Nachmittag gingen wir hinaus in den Fluß, wo unser Schiff mit Kohlen für die Reise versehen wurde.

Am Mittwoch, den 28. Juni, um halb drei Uhr Nachmittags traten wir unsere Seereise an. Der Wind blies frisch aus dem Westen, doch war die See ziemlich ruhig und da unser Schiff seiner Größe wegen nur ganz wenig schaukelte, so blieben unsere Leute soweit verschont von der Seekrankheit.

Wir sind jetzt nahe bei Queenstown und wir müssen deshalb aufhören.

Ihr Brief an Bruder Stucki ist richtig in Liverpool angekommen.

Alle unsere Leute sind wohl und zufrieden und voller Hoffnung, Zion in Sicherheit zu erreichen. Unsere Gesellschaft besteht aus 20 zurückkehrenden Zionsältesten, 399 Personen aus der scandinavischen Mission, 111 aus der brittischen und 109 aus der schweizerischen und deutschen Mission, Gesammtzahl 639.

Den 9. Juli 1876, 10 Uhr Abends. Da wir uns jetzt ganz nahe bei Neu-York befinden, so ist es Zeit, daß wir mit unserem Berichte fortfahren.

Obgleich wir kein Recht haben uns zu beklagen, so können wir doch mit Wahrheit sagen, daß in Anbetracht der Jahreszeit unsere Reise eine ziemlich rauhe war. Beständige und manchmal starke Gegenwinde schwankten unser Schiff bedeutend und eine ziemliche Anzahl der Brüder und Schwestern hatten einen guten Geschmack von der Seekrankheit. Einige der Schwestern waren während des stürmischen Wetters ziemlich krank, doch seit zwei Tagen herrscht befriedigende Gesundheit, da das Wetter schön geworden ist. Der einzige bedenklich Kranke ist Bruder Jakob Näf, der sehr altersschwach ist und seit 3 oder 4 Tagen bettlägerig wurde. Wir hoffen, daß er im Stande sein wird die Landreise anzutreten, obgleich wir nicht mit Bestimmtheit darauf rechnen können. Diesen Morgen um 5 Uhr kam der Lootse an Bord und wenn nicht Unvorhergesehenes eintritt, so erwarten wir Morgen früh um 7 Uhr in Neu-York anzukommen. Von dort aus werden wir per Extrazug weitergehen und in der Salzseestadt ungefähr am 19. d. Mts. anlangen.

Von dort aus wollen wir Ihnen einen weiteren Bericht übersenden, der hoffentlich günstig ausfallen wird.

P. S. Neu-York, 10. Juli, 8 Uhr Vormittags. Wir sind soeben wohl behalten hier angekommen. Bruder Näf ist noch sehr schwach.

Alle Brüder und Schwestern senden ihre herzlichsten Grüße an Sie, Ihre Mitarbeiter und die Heiligen in der Schweiz und in Deutschland.

Möge der Herr Sie und die Brüder mit Ihnen behüten auf allen Ihren Wegen ist das beständige Gebet

Ihrer ergebenen Brüder im Herrn
J. U. Stucki.
F. Theurer.
J. J. Walser.
H. Eyring.

Liste der Auswanderer,

welche am 21. Juni von Basel nach Utah abreisten.

1. Widmer, Jakob, Aargau.
2. Rindlisbacher, Rosina, Bern.
3. Zahler, Rosalie, „
4. „ Elise, „
5. Aeschbacher, Jakob, „
6. Wahlen, Julius, „
7. Meier, Jakob, „
8. Frischi, Antonia, Berlin.
9. Krauth, Maria, Karlsruhe.
10. Jordi, Johann, Chaux-de-fonds.
11. Messerli, Marie M. „
12. Schnebeli, Alfid, „
13. Stocker, Heinrich, Dußnang.
14. Brechbühl, Peter, Eggiwyl.
15. „ Verena, „
16. „ Anna, „
17. „ Verena jr., „
18. Egli, Peter, „
19. „ Anna, „
20. Siegenthaler, Elise, „
21. Schenk, Johannes, „
22. Hubmann, Babette, Epishausen.
23. Geiseler, Christian, Genf.
24. „ Elisabeth, „
25. „ Friedrich, „
26. „ Christine, „
27. Matti, Louise, „
28. „ Emil, „
29. Vetter, Samuel, Huttwyl.
30. „ Katherina, „
31. Tobler, Bertha, Herisau.
32. Schieß, Ulrich, „
33. „ Johannes, „
34. „ Barbara, „
35. Schieß, Johannes jr., „
36. „ Barbara jr., „
37. „ Jakob, „
38. „ Bertha, (kleines Kind) „
39. Keller, Conrad, Herisau.
40. „ Anna, „
41. „ Conrad jr., „
42. Schieß, Rudolf, „
43. „ Maria Elisabeth, „
44. „ Arnold, „
45. „ Barbara, „
46. „ Christina, „
47. Frischknecht, Johann, „
48. „ Anna Barb., „
49. „ Conrad, „
50. Schieß, Margarethe, „
51. „ Johannes, „
52. Mönch, Elisabeth, Horgen.
53. Maag, Jakob, Höngg.
54. „ Katherina, „
55. „ Conrad, „
56. „ Bertha, „
57. „ Pauline, „
58. v. Bergen, Elisabeth, Innertkirchen.
59. Ott, Gottfried, Kohlbrunnen.
60. Brandenberger, Robert, Langenhard.
61. Vier, Friedrich, Mannheim.
62. Theurer, Jakob, Mühlhausen.
63. „ Caroline, „
64. Sturm, Maria, München.
65. „ Joseph, „
66. „ Rosa, „
67. Beutler, Friedrich, Noiraigue.
68. „ Marie, „
69. „ Paul, „
70. Beutler, Lina, Noiraigue
71. „ Albert, „
72. „ Marie, (kl. Kind) „
73. Zänger, Johann, Oberstocken.
74. „ Rosette, „
75. Aeschbacher, Jakob, Sengi.
76. „ Elisabeth, „

77. „ Elisabeth jr., Sengi.
78. „ Lisette, „
79. „ Lina. „
80. „ Jakob jr., „
81. „ Carl (kl. Kind), „
82. Wittwer, Rudolf, Scherli.
83. Keller, Elisabeth, „
84. Muri, Magdalena, „
85. „ Maria, „
86. Bichsel, Magdalena, „
87. Amstutz, Louise, St. Imier.
88. Augsburger, Katherina, „
89. Hänni, Albert, St. Imier.
90. Carisch, Christian, Schnaus.
91. „ Sohn, „
92. Herzig, Marianna, Villeret.
93. Fankhauser, Anna, Wichtrach.
94. Riederer, Emil, Walzenhausen.
95. Näf, Jakob, Wattwyl.
96. „ Susanna, „
97. Schneider, Jakob, Weier.
98. Vaterlaus, Christof, Winterthur.
99. „ Barbara, „
100. „ Emil, „
101. „ Anna, „
102. Bachmann, Susanna, Zürich.
103. Meier, Marie, „
104. „ Verena, „
105. „ Verena, „
106. Kramer, Ida, „
107. Rosenstock, Susanna, „
108. „ Anna, „

Bemerkung.

Da wir wünschten einen Artikel in dieser Nummer des Stern's erscheinen zu lassen, betreffend des achtungswerthen Urtheils vom hohen Bundesgericht bezüglich der Broschüre „Ein Wort der Vertheidigung", welches uns aber bis heute noch nicht vom Herrn Fürsprecher Steck eingehändigt wurde, so möchten wir doch mit der Herausgabe des Stern nicht länger zögern, und haben wir uns entschlossen am Platze jenes Artikels etwas Anderes zu geben. Wir hoffen, daß uns unsere Leser gütigst entschuldigen wollen.

139. (8s & 9s.)

Freie Uebersetzung der Hymne Nr. 240 „Know this, that every soul is free."

1.

O wisse, jede Seel' ist frei,
Zu wählen zwischen Tod und Leben;
Daß Jeder ungezwungen sei,
Hat freien Willen Gott gegeben.

2.

Zwar segnet Gott der Herr mit Licht,
Mit Liebe, Weisheit Deine Pfade,
Zur Wahrheit zwingen will Er nicht,
So unerschöpflich Seine Gnade.

3.

Vernunft und Freiheit ward Dein Theil,
Daß übers Thier Du seist erhaben,
Gebrauche nun zu Deinem Heil
Des Schöpfers große Gnadengaben.

4.

Mißbrauche nicht, was Dich erhebt,
Und wandle auf der Wahrheit Wegen,
Denn dem, der nach dem Guten strebt,
Wird all sein Thun zu reichem Segen.

5.

Aus freier Wahl glaub ich dem Herrn,
Will treulich Sein Gesetz erfüllen,
Und mahnen möcht ich Jeden gern
An freie Gnad' und freien Willen.

Redakteur: J. S. Horne, Postgasse 33. — Druck von Lang & Comp., Waisenhausstraße in Bern.